

Grußworte

Manfred Carstensen

Behindertenbeauftragter der Stadt Husum und des Kreises Nordfriesland

Sehr geehrter Herr Kreispräsident, sehr geehrte Damen und Herren, auch ich darf sie recht herzlich zu dieser Veranstaltung willkommen heißen und möchte mich ganz herzlich bei allen bedanken, die diese Veranstaltung möglich gemacht haben, besonders bei Herrn Hartwig und Herrn Hansen von der Arche.

Wir alle wissen, dass die Bundesregierung im März 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention anerkannt hat, die somit auch geltendes Recht ist und somit sind wir aufgefordert, auch hier im Kreis Nordfriesland dieses umzusetzen. Wir sind nicht erst seit 2009, sondern wir sind schon eine ganze Zeit in Gange – nur damals war es unter dem Namen Integration. Wir haben Menschen, die anders waren als Nichtbehinderte versucht zu integrieren in allen Gesellschaftsteilen. Nun heißt es aber Inklusion! Inklusion heißt, sie werden also gar nicht erst ausgegrenzt! Menschen ohne und mit Behinderung – egal welcher Art, ob geistig, körperlich, psychisch, blind oder mit Migrationshintergrund – haben in allen Bereichen der Gesellschaft mitzuwirken, wie Bildung, Kultur, Wohnen, Arbeit, Freizeit, Tourismus usw. und sind gleichberechtigt zu behandeln. Aber wir alle wissen auch, dass dies ein langer Prozess werden wird, wo noch viele Steine aus dem Weg geräumt werden müssen, da es noch viele Barrieren gibt, die man so auf Schlag gar nicht sieht. Um dieses Ziel zu erreichen ist es wichtig, erst einmal die vorhandenen Barrieren abzubauen, d. h., hier meine ich das Denken in unseren eigenen Köpfen.

Denn wenn wir, egal was wir vorhaben, uns Gedanken darüber machen: „Kommt es allen zu Gute?“, dann denke ich, wird es etwas leichter sein. Bei vielen Vorhaben sollten Menschen mit Behinderung oder ihre entsprechenden Institutionen oder Beauftragten miteinbezogen werden, denn sie wissen am Besten worauf es ankommt wenn es z. B. geht, öffentliche Einrichtungen zu bauen - sein es Häuser, sein es Straßen, seien es Wege - um darauf hinzuweisen, wie und was für sie am Besten ist. Ein gutes Beispiel ist hier das neue Kongresszentrum, wo von vorne herein alle Institutionen mit einbezogen waren. Wenn dies alles von vorne herein geschieht, muss barrierefreies Bauen auch nicht teurer werden.

Natürlich hat Inklusion seinen Preis und gibt sie nicht umsonst. Gerade bei den bei uns gewachsenen Strukturen muss vieles geändert werden und dann kostet eben auch etwas. Aber wenn alle in unserem Kreis daran arbeiten, Politik, Verwaltung, Vereine, Verbände sowie die Beauftragten, sollte es möglich sein, in absehbarer Zeit eine inklusive Gesellschaft zu erreichen. Wie schon gesagt worden ist, ein schönes Beispiel wäre das Jahr 2020. Es wäre schön, wenn es bis dahin auch hier so sein sollte. Vielleicht bringen uns die Ergebnisse aus den Workshops heute ein Stück weiter. Denn viele Anregungen, denke ich, werden dort gegeben werden und wir werden versuchen, sie dann entsprechend umzusetzen.

Wie einfach es ist, gar nicht erst Barrieren zu schaffen und sie auch ohne großen Aufwand zu beseitigen ein kleines Beispiel:

Manchmal sind es Kleinigkeiten im täglichen Leben, die Barrieren schaffen für Rollstuhlfahrer, für Blinde oder sehbehinderte Menschen. Für Eltern mit Kinderwagen

oder für Menschen mit Rollatoren. Hier denke ich an die sogenannten Kundenstopper, die wir überall auf den Gehwegen kennen, welche in Gedankenlosigkeit so platziert sind, dass sie für Rollstuhlfahrer oder Blinde eine Barriere sind. Und man kann die Kundenstopper so platzieren, dass genügend Platz vorhanden ist und jeder dran vorbei kann. Nun wünsche ich uns allen ein gutes Gelingen weiterhin und bei den Workshops viel Spaß

Dr. Hase

Landesbeauftragter für Menschen mit Behinderung:

Sehr geehrter Kreispräsident Herr Pahl, sehr geehrte Damen und Herren, ganz besonders begrüße ich auch Herrn Prof. Dörner, an dieser Stelle freut es mich, dass sie da sind. Und dann an die Organisatoren im Kreis NF und natürlich der Arche herzlichen Glückwunsch zu dieser Veranstaltung. Ich finde es gut, dass sie zu dem Thema Inklusion in der Region tun. Es ist ganz wichtig, denn ich denke, um die Entwicklung von Inklusion voran zu tragen, ist es notwendig, dass wir in vielen Bereichen unseres Landes, in vielen Regionen darüber reden.

Herr Prof. Dörner wird gleich einiges darüber sagen, was Inklusion ist.

Ich werde noch mal sagen, was sie eben nicht ist.

Ich möchte gerne damit anfangen, dass wir vor zwei Wochen unseren ersten norddeutschen Krach-Mach-Tach durchgeführt haben in Kiel. Eine Aktion des Landesvereines für Menschen mit und ohne Behinderungen. Diese bauen gemeinsam Krachmacher und führen sie dann zum Krach-Mach-Tach vor. Es war eine Riesen-, eine tolle Veranstaltung, wir haben gerechnet mit über 3000 Leuten, die Anmeldungen waren dementsprechend. Aber sie wissen, der 19. September war von den Wassermassen her der schlimmste Tag in diesem Jahr! Wer die Bilder gesehen hat wie 800 – 900 Leute durch Kiel mit diesen Krachmachern marschiert sind und sich durch den Regen nicht irritieren lassen, der sieht auch, was für ein Erfolg das war und wie wichtig es war, so etwas zu tun.

Aber, meine Damen und Herren, so schön der Erfolg war, wir hatten insgesamt über 50 Initiativen eingeladen zum Krach-Mach-Tach, Gruppen, Verbände, Vereine, Schulen und so fort. Nur zwei Initiativen gingen von Menschen ohne Behinderungen aus, alles andere ging von Institutionen und Verbänden der Behindertenarbeit aus. Wir waren im weitesten Sinne wieder einmal unter dem Mantel der Inklusion unter uns. Ich glaube, das macht das Thema aus: wie tragen wir die Inklusion in dem Sinne weiter, dass man den Grundsatz gerecht wird, dass Inklusion eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung ist und eben nicht in der Verantwortung der Menschen mit Behinderung liegt. Ich erinnere mich daran, dass ich mit der früheren Sozialministerin einen Disput zum Thema hatte. Sie sagte „gesamtgesellschaftliche Verantwortung“. Und ich sagte, warum nehmen sie uns Menschen mit Behinderung in dem Entwicklungsprozess nicht von Anfang an mehr mit? Darauf kam diese Aussage: „Gesamtgesellschaft“. Meine Antwort darauf war: “Warum Gesamtgesellschaft, wenn sie das Behindertenreferat des Sozialministeriums mit diesem Aufgabenbereich betrauen – und nicht die Grundsatzabteilung der Staatskanzlei?“

Also für mich steht an dieser Stelle ein gewisser Widerspruch: Wer ist eigentlich verantwortlich und wo ist die Gesamtgesellschaft, die wir verantwortlich machen

wollen? Und entspricht Inklusion dem, was Gesamtgesellschaft will, obwohl ich manchmal den Eindruck habe, dass ein gesunder psychischer Mechanismus der Menschen eher in Abgrenzung als in Inklusion gesehen wird.

Das ist also die Frage:

Wo sind wir Menschen, wo stehen wir Menschen, wo steht die Gesamtgesellschaft überhaupt? Das ist etwas, womit wir uns auseinander setzen müssen!

Was ist Inklusion?

Ich war mit einigen Abgeordneten zusammen in Hamburg in einem Hotel, das von behinderten und nicht behinderten Menschen betrieben wird. Es war ganz interessant! Einige von ihnen in der Runde kennen vielleicht dieses Haus, es sind dort 16 Mitarbeiter, davon 7 Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen. Ein Abgeordneter sagte zu mir: „Sehen sie, das ist ja keine Inklusion, hier sind zu viele Behinderte!“. Meine Damen und Herren, Inklusion ist auch kein Rechenspiel, Inklusion heißt auch nicht, wir haben nur dann Inklusion, wenn ein Mensch mit Behinderung in der Gesamtgesellschaft von nichtbehinderten Menschen aufgeht. Wo immer diese Gesellschaft auch sein mag. Wir als Menschen mit Behinderung brauchen auch unseren Kontakt zu anderen behinderten Menschen. Und durchaus können manchmal auch Einrichtungen und Verbände und Vereine für uns eine hohe Bedeutung haben, auch das ist wichtig an dieser Stelle.

Ein anderes Beispiel: ich war vor einigen Jahren in Schweden. Die Schweden sollen was Inklusion angeht, viel, viel weiter sein als wir - sind sie auch! Aber man muss genauer gucken, was verstehen sie darunter, was verstehen wir darunter usw. Und dann fragte mich einer der Funktionäre in Schweden: „Herr Hase wie sieht denn das bei ihnen in Deutschland aus, ist ja interessant, was sie machen. Wir sind mit der Inklusion vor einigen Jahren angefangen, als wir uns das leisten konnten.“ Da bin ich hellhörig geworden. Ja sagt er, wir sind mit der Inklusion angefangen in einer Zeit des staatlichen Aufschwunges. Da müssten ihnen doch allen die Ohren klingeln. Ich habe Inklusion hier eigentlich immer verstanden in einer Zeit von Maßnahmen der Kürzung und des Sparens. Deshalb, wir müssen an dieser Stelle ganz deutlich sagen, Inklusion ist keine Sparmaßnahme, Inklusion hat überhaupt nichts mit Kosten an dieser Stelle zu tun. Wenn wir den inklusiven Prozess vorantreiben, liegt das zunächst mal eine Dimension, die nichts mit Haushalt, nichts mit Geld und ähnlichen Dingen zu tun hat.

Und Inklusion hat natürlich viel zu tun mit der UN-Behindertenrechtskonvention. Die Umsetzung der UN-Konvention Inklusion und natürlich auch Barrierefreiheit und viele andere Parameter stehen nebeneinander. Aber wir müssen es auch ernst meinen. D. h., wir müssen auch politische Schritte ernst meinen und wir dürfen uns nicht nur auf Sonntagsreden beschränken. Denn wenn jetzt in dem novellierten Schulgesetz nach wie vor der Paragraf 5, der sonderpädagogische Vorbehalt, stehen bleibt (das ist die Absicht der Landesregierung), d. h., ein Mensch mit Behinderung kann aus besonderen Gründen nämlich z. B. technische, organisatorische, sächliche, personelle Gründe, so steht es im Gesetz, von einer Regelschule abgewiesen werden. Ich frage mich, was das noch mit Inklusion zu tun hat? Ich weiß auch überhaupt nicht was das mit der UN-Konvention noch zu tun hat. Das ist im Widerspruch!

Also müssen wir sehen, dass wir an der Stelle weiter arbeiten und das alles klappt nur, wenn wir uns zusammen tun und darüber nachdenken, wenn wir vorantreiben

und wenn wir uns vor allen Dingen Gedanken darüber machen: wie holen wir endlich die Gesamtgesellschaft ab und wie schaffen wir es, dass wir nicht immer wieder unter uns sind?

Danke schön.

Impulsreferat Prof. Dr. Dr. Dörner

Ich sollte vielleicht zu meiner Gebrauchsanweisung sagen, dass sie nicht denken, weil ich halt einen Professorentitel habe, würde ich ihnen jetzt hier einen theoretischen Zuckerguss servieren, was Inklusion im Sinne des Begriffes alles so bedeuten kann, kommt zwar auch noch, weil das ist ja mein Auftrag, aber ich sollte vielleicht vorweg sagen, dass ich zu der Zeit als ich noch erwerbstätig sein durfte aus Altersgründen, was jetzt schon lange mit meinen 77 Jahren nicht mehr der Fall ist, war ich als Psychiater tätig. Ich hatte die unverdiente Gnade, in einem Provinzkrankenhaus in Westfalen, in Gütersloh, so mit den dort auf Lebenslänglichkeit untergebrachten, im Heim untergebrachten 435 Menschen mit Behinderung, überwiegend psychisch, aber auch durchaus geistig, vor allem diese schwierigen, lästigen Menschen, die so verhaltensgestört geistig behindert sind, wie man es in Fachdeutsch sagt, zu tun zu haben, sie kennen zu lernen und mit ihnen so zu arbeiten, dass 17 Jahre später alle diese Menschen aus einem Einzugsbereich von einer Million Einwohner alle in eigenen Wohnungen lebten. Alleine, zu zweit, höchstens in einer Gruppe.

Und da es damals kaum Betreuungsmöglichkeiten uns heute bekannter Art gab, das ambulant betreute Wohnen war noch gar nicht in NRW angekommen als eine Möglichkeit des Wohnens, blieb gar nichts übrig, als dass wir uns mehr dafür interessiert haben, wie und ob es möglich sein, die stinknormalen Bürger in der Stadt Gütersloh, im Landkreis Gütersloh, sagen wir mal „hinreichend tragfähig in Nachbarn zu verwandeln - aus der Not heraus. Wir hatten keine Alternativen, Professionalität gab es kaum. Und das war erstaunlich erfolgreich. Wir wussten damals noch gar nicht, dass das eigentlich schon die ersten Anfänge, 1980 fing das nämlich an, die ersten Anfänge einer Reaktion der Bürger im Allgemeinen war. Gar nicht mal so sehr auf die Frage der Integration von Behinderten, sondern mehr auf die Integration von alterspflegebedürftigen Menschen und dementen Menschen, weil die sich so wie die Karnickel vermehrten. Darauf einzugehen und zu reagieren und sich zum ersten Mal seit 150 Jahren nicht weniger für die Integration außenstehender Menschen zu interessieren (150 Jahren haben wir das so gemacht), sondern jetzt umgekehrt umzuschalten, sich wieder mehr für die Integration von schwierigen, fremden, anderen Menschen zu engagieren und in sofern war uns gar nicht klar, in welchen Zusammenhang unsere Ansprache an die Bürger und Bürgerinnen als Nachbarn erfolgreicher war, als es noch 10 oder 20 Jahre früher hätte sein können.

Das haben wir eigentlich erst sehr viel später mitgekriegt. Das war das erste Hilfsmittel dabei, weil das war ja in der Psychiatrie damals noch völlig unüblich, die meisten psychiatrischen Krankenhäuser und was bei ihnen jetzt um die Ecke Schleswig beispielsweise ist, haben sich ja der Psychiatriereform so ausgesetzt, dass sie zwar auch einige vorzeigbare behinderte, psychisch Kranke in einem ambulanten betreuten Wohnen haben leben lassen, aber die meisten wurden doch, weil es bequemer und schneller zu machen war, in andere Heime um hospitalisiert.

Oft sehr viel weiter weg, als das Landeskrankenhaus selbst weg bekam, so dass man sagen kann, unsere zauberhafte Psychiatriereform - wo wir doch so stolz waren und alle leuchtende Augen hatten, dass wir dafür gekämpft hatten – hat sich in der Bilanz so ausgewirkt, dass die Zahl der Heimplätze in diesen 20 Jahren Reform nie abgenommen hat, sondern immer zu genommen hat. Also für die schwierigen, chronischen – wie man so sagt - Langzeitpatienten, die Mühseligen, Beladenen, die vielleicht auch stören im Stadtbild, weil sie Zu-viel- Krachmacher sind, die waren uns tollen Hechten, tollen Reformhechten, doch ein bisschen zu gewagt und zu schwierig, und so haben wir statt dessen das Heimsystem weiter ausgebaut. Wir haben umhospitalisiert, das war alles!

Das es aber auch anders geht, ich erzähl ja deswegen von Gütersloh dass man beweisen kann, dass dies ja nun möglich war unter deutschen Bedingungen - Bremen hat es ähnlich vorgemacht, und es gibt noch ein paar kleine Ausnahmen von der Regel (das eine war die Regel und das andere war die Ausnahme). Und die Ausnahme hat dann dazu geführt, dass ich hier heute stehen darf, weil ich ein präsenteres Beweismittel dafür bin, dass auch unter deutschen Bedingungen Menschen mit Behinderung, egal jetzt, ob psychisch oder geistig oder körperlich oder sonst wie, genauso wie alle anderen Menschen leben können, wenn man auf bestimmte Dinge achtet.

Wenn man sich erstens klar macht, dass dies nicht ein Problem der isolierten psychisch kranken oder der isolierten Behinderten selber ist, sondern ein Problem der Gesamtgesellschaft, wie eben schon gehört, und wenn man sich klarmacht, dass Menschen nie nur das Grundbedürfnis haben, irgendwo wohnen zu können, wenn nicht gleichzeitig auch die Möglichkeiten gegeben sind, dass sie – wie sagen wir das mit dem SGB IX – Teilgabe haben können. Ich sag lieber statt Teilhabe, dass klingt immer so nach haben, die Behinderten wollen immer nur haben, deswegen sage ich lieber Gabe, Teilgabe. Das ist ein noch unüblicheres Wort, ein in der deutschen Sprache nicht vorkommendes Wort, meint aber das, was ich jedenfalls erfahren habe, sehr viel präziser, dass Menschen, egal ob mit oder ohne Behinderung (das spielt dort keine Rolle auf der Ebene der Grundbedürfnisse - jetzt sind wir schon bald bei der UN-Konvention) auf der Ebene der Grundbedürfnisse spielt es keine Rolle, ob jemand behindert oder nicht behindert ist und wenn man sich das klar macht, kann man nämlich locker davon ableiten, dass alle Menschen mit wie ohne Behinderung das Bedürfnis haben, nicht immer nur für sich immer etwas Gutes zu haben, sondern im gewissen Umfang (nicht zuviel, aber auch nicht zuwenig), sich auch für fremde, andere Menschen zu engagieren, denn nur wenn sie dieses auch haben können, haben sie ein hinreichend gesundes Grundgefühl, Selbstbewusstsein, dass sie damit auch leben können.

Als ich zum ersten Mal die UN-Behindertenrechtskonventionen gelesen habe, hab ich Bauklötze gestaunt (sie wissen ja, die offizielle Lesart ist sprachlich misslungen, das ist kein Zufall!). Ich hab bei mir selber bemerkt, bei der Lektüre, mein Gott, das ist eine für mich eher fremde Sprache, ich brauch wahrscheinlich längere Zeit, um das vom Inhalt her, vom Geist her verstehen zu können. Womit hängt das zusammen?

Dazu ein paar Bemerkungen: wie ich inzwischen erfahren habe von Delegationsteilnehmern, haben wir hier den Glücksfall, den Sonderfall, den möglicherweise einmaligen Fall, dass irgendwie über irgendwelche Tricks die Verantwortlichen für die Delegation aus diesen vielen Ländern dafür unauffällig

gesorgt haben, dass zur Diskussion von Problemen von Menschen mit Behinderungen erstmals nicht die Experten die Federführung in der Hand hatten, sondern die Behinderten selbst. Zum ersten Mal konnten auf Weltebene, auf UNO – Ebene, die Menschen mit Behinderung für sich selber sprechen, ihre eigene Sache vortragen und nicht mehr durch das Megaphon der Experten sprachen, was immer verfälschend ist, weil dort nämlich immer sowohl die Interessen der Menschen mit Behinderungen aber natürlich und oft sehr viel häufiger die Interessen der Professionellen selbst zur Sprache kommen. Das ist wahrscheinlich ein einmaliger Glücksfall, da haben - sagen wir mal (ich weiß ja wovon ich rede), die Lobbyverbände der Profis irgendwie mal geschlafen. Sie haben nicht aufgepasst! Und jetzt haben wir den Salat! Jetzt haben wir einen Text vorliegen, der Profis erstmal völlig fremd klingt. Also mir als Profi auch klingt das völlig fremd. Ich denke ich muss da lange Zeit daran arbeiten, mir das anzueignen.

Das ist aber nicht der einzige Grund, dass hier zum ersten Mal die Federführung bei den Formulierungen mehr bei den Betroffenen Menschen mit Behinderungen selber als bei den Experten liegt, die doch eigentlich immer alles besser wissen, so bilden sie sich das ein. Sondern es kommt noch was dazu: weil schwerpunktmäßig (das ist meine Vermutung, die kann ich nicht beweisen) der Text und die Wortwahl und der Satzbau in den verschiedenen Artikel, mehr bestimmt ist von einer - ich sag mal - angelsächsisch-skandinavischen Denkweise und nicht so sehr von unserer deutschen oder auch kontinental – europäischen Denkweise. Und das ist ein Unterschied! Das macht sich ganz gut fest, dass es einen Unterschied zwischen Integration und Inklusion gibt. Von Integration (womit ich eigentlich bisher immer ganz gut ausgekommen bin als Professioneller) habe ich immer geredet, weil ich gesagt habe, wenn man Integration richtig versteht, weiß man, dass es immer eine Sache von zwei Seiten ist. Dass nicht nur das die Behinderten sich zu integrieren hätten, gewissermaßen ihre Eigenart an der Garderobe abgeben müssten, (weil dass wäre Assimilation, und Assimilation haben wir im 19ten Jahrhundert mit den Juden betrieben (ihr könnt Gesellschaftsmitglieder werden, aber bitte eure Eigenarten am Garderobenhaken abgeben - dass ist die mörderische Assimilation)) sondern es schon immerhin in Deutschland eine Tradition gab von Integration als einem zweiseitigem Verfahren. Aber offensichtlich doch nicht so allgemein deutlich gebraucht, dass nicht doch eine ganze Menge Verwechslungsmöglichkeiten sich erhalten haben und durchgehalten haben – durchaus im Sinne der professionellen Vertreter in diesem Gewerbe, weil man ja sagen kann, damit ich jemand – sie haben das ja eben auch wunderschön vorgegeben –damit man, also ich als Vertreter der Professionellen, damit ich genügend Menschen habe, die ich integrieren darf, muss ich darauf achten, dass als Vorleistung immer erstmal hinreichend viele ausgegrenzt werden. Und das ist ein Verfahren, man muss darauf achten, dass das so läuft wie geschmiert. Also ich brauche immer ganz viele Leute, die ausgegrenzt werden, damit ich anschließend mildtätige und barmherzige Sporen verdiene, indem ich sie wieder integriere. Und genau dieses Verfahren, dieses, wie soll man sagen, dieser Zynismus, der da auch drin deutlich wird, ist ein eingeschliffenes Spiel, wo alle Mitspieler mitspielen. Und es schert niemand aus, es macht niemand Krach. Es läuft wie geschmiert, auch bei den Wohlfahrtsverbänden läuft es wie geschmiert, die sind ja dafür da, damit es so wie geschmiert läuft. Und wir spielen alle mit dabei, also alle die wir angeblich so tapfer für die Integration immer kämpfen, sorgen gleichzeitig dafür, dass hinreichend viel ausgegrenzt werden, damit es wieder Material zum Integrieren gibt, ganz böse gesagt.

Und dieses an sich unschöne Wort Inklusion, ich habe es erstmal abgelehnt, aber ich bin mir dann selber auf die Schliche gekommen, ich habe es nicht nur aus ästhetischen Gründen abgelehnt, weil ich mir gesagt habe, na ja Inklusion, Inkludieren, Einschließen! Ich habe in Gütersloh gerade die armen Behinderten aus ihrer Anstalt rausgeholt, sie wohnen normal, jetzt sollen sie schon wieder eingeschlossen werden, das geht doch nicht. Ich habe gedacht, dass wäre dieser ästhetische Grund, aber der war es natürlich nicht, sondern je mehr ich mir selber auf die Schliche kam, desto mehr war klar, dass hier vom Geiste her etwas anderes gemeint ist. Das hier mit dem Wort Inklusion, ich sage mal kontrafaktisch ganz im Gegensatz zu dem, was wir vorfinden, schlicht und einfach behauptet wird, postuliert wird, Menschen mit Behinderungen haben genauso gut wie Menschen ohne Behinderung dort zu leben und zu wohnen, wo sie zufällig geboren sind oder wo sie leben wollen – aus die Maus, das wär's, Ende der Durchsage!

Und deswegen sage ich, dass hat mehr mit so einem nüchternen, pragmatischen angelsächsisch - skandinavischen Denken, glaube ich jedenfalls, zu tun, was deutlich wird beispielsweise bei dem Gebrauch des Begriffes „Nachbarschaft“. Wir müssen ja immer aufpassen, dass wir nicht beim Begriff Nachbarschaft nostalgische Verklärung in die Augen kriegen und denken, es steckt ja noch ein netter Funke in den Menschen drin, und den können sie dann im Sinne von Nachbarschaft irgendwie dann auch in eine Tätigkeit umsetzen. Im Englischen ist der Begriff Nachbarschaft erst einmal ein territorialer Begriff, eine territoriale Größenordnung, so und so groß. So wie wir heute anfangen, vom Sozialraum zu reden, so und so groß.

Und die Menschen, die sich jetzt nachbarschaftlich betätigen, haben die Aufgabe, dass sie sich verantwortlich fühlen für dieses Territorium „Nachbarschaft“ und versuchen, es möglichst inklusiv, es möglichst integrationsfähig, inklusiv zu machen. Dass alle Menschen, die zufällig dort wohnen, auch wirklich die Voraussetzung dafür haben, dass sie dort auch wohnen können und dass sie dann außerdem noch anfangen – jeder auf seine Weise – diese Nachbarschaft, dieses Territorium, dieses Stadtviertel, diese Dorfgemeinschaft, diesen Sozialraum zu bereichern. Vom Grundsatz her geht man davon aus, dass alle Menschen die Möglichkeit haben, ihre Umgebung zu bereichern. Bei den einen sieht man das ganz dick, bei den anderen ist es vielleicht sehr versteckt, bei anderen besteht die Bereitschaft vielleicht nur darin, Krach zu machen. Das ist aber auch eine Bereicherung, weil das verhindert, dass die Menschen zu schnell einschlafen.

Ich gehe jetzt mal mit dem angelsächsischen ganz kurz über den Atlantik rüber in die USA, weil, dort gibt es Community Building, eine Bewegung des Community Organizing. Präsident Obama hat ja da das politische Denken gelernt, als er angefangen hat in Chicago Community Organizing zu machen. D. h. mit drei Gruppen: mit Kirchengemeinden, mit Schulvereinen (die Schulen sind ja dort oft freier als bei uns), und witzigerweise mit Gewerkschaften, von denen bei uns hier ja keine Rede ist. Das sind die drei wesentlichen Kräfte, die in diesem Bestreben Community Organizing für die Integration oder Inklusion für Menschen mit Behinderungen aber natürlich auch von Migranten, da zu sein. Niemand von uns Professionellen hat meines Wissens beispielsweise bisher an die Gewerkschaften gedacht. Wahrscheinlich eine dramatische Unterlassungssünde.

So, und eine bestimmte Spielart von diesem Verfahren Community Organizing heißt Community Building. Und das ist ein Verfahren, da gehen die Leute, die das

organisieren wollen so vor, dass sie sagen: was Menschen für Bedürfnisse haben, interessiert uns erstmal nicht. Es gibt Menschen, die haben wenige Bedürfnisse; es gibt Menschen, die haben mit guten Gründen mehr Bedürfnisse, weil sie eben mit bestimmten Handicaps geschlagen sind. Das interessiert uns überhaupt nicht – erstmal. Sondern wir fragen erstmal alle Menschen in einem Sozialraum, womit sie das Gemeinwesen bereichern könnten. Welche Fähigkeiten haben sie, welche Möglichkeiten? Und wir finden bei jedem etwas. Und erst dann, wenn wir dann alles, was Menschen dazu beitragen können, auf einen Haufen geschmissen haben, dann stellen wir uns sekundär die Frage, welche Bedürfnisse es denn gibt? Und dann gleichen wir das ab und versuchen auf diese Weise zu einem Gleichgewicht zu kommen. Das mag jetzt ein wenig theoretisch klingen – ist es vielleicht auch in Wirklichkeit – aber die Idee, die dahinter steckt, die ist in hohem Maße spannend und verträglich kompatibel mit diesem Geist der UN-Behindertenrechtskonvention. Deswegen denke ich, es ist nicht so verkehrt, wenn man sich an solchen Dingen dann auch orientiert.

Und wenn man zunächst mal davon ausgeht, dass wir in Deutschland, die wir von einer ganz anderen Tradition her kommen, allen Grund haben – selbst wenn wir meinen, wir könnten den Text verstehen – erst mal so tun, als verstünden wir nur Bahnhof, um den Winkelzügen, den Tiefen dieser Begrifflichkeit besser auf die Spur zu kommen, also dieser uns eher fremden Denktradition von diesem Sozialräumlichen. Kommunale Selbstverwaltung ist sehr viel stärker ausgeprägt in angelsächsisch und skandinavischen Ländern als bei uns. Und wir sind viel mehr der Industrialisierung auf den Leim gekrochen und haben vor lauter Spaß an der Industrialisierung diese großen Institutionen geschaffen, weil wir uns gesagt haben, so wie man Sachen bearbeitet, wenn man das fabrikmäßig macht, ist das effektiver. Und so haben wir uns gesagt, so wird das mit dem Bearbeiten von Menschen auch so sein. Und haben dann analog diese großen Institutionen (je größer, desto rationaler, desto wissenschaftlicher, desto besser) geschaffen. 100 Jahre lang haben wir das so betrieben, bis wir dann allmählich merkten, dass das Quatsch war und dann haben wir angefangen, abzubauen. Wir sind heute noch mitten in diesem Prozess drin. Das muss man einfach so sehen. Aber gleichzeitig kann man eben auch sehen, dass wir auf diese Weise, wenn wir uns das so klarmachen, um den größten Profit aus der Industrialisierung zu kriegen ganz viel von der Tradition kommunaler Selbstverwaltung geopfert haben.

Wir haben uns dank Bismarck (der hat so um 1880 das Versicherungswesen geschaffen), so etwas wie einen Sozialstaatstreich von oben sich geleistet und uns damit beglückt und gesegnet. Und über 100 Jahre war das deutsche Sozial- und Gesundheitssystem in der ganzen Welt berühmt dafür, dass es das Zuverlässigste war, das Beste war und vielleicht auch noch gar nicht mal so teuer wie andere etc. Aber die Kehrseite der Rechnung ist dabei nie ins Gesichtsfeld gekommen. Das wir nämlich, weil wir das, was vom Staat her kam, von oben runter, sehr viel stärker als alle anderen europäischen Länder so betrieben haben, wir das, was von unten herauf kommt (bürgerschaftliches Engagement, nachbarschaftliche Mentalität), eher überflüssig gemacht haben. Kein Nachbar wäre ja so blöd und würde sich nachbarschaftlich verhalten, wenn er sich nicht von der Not getrieben sähe. Und wenn er den Eindruck hat, der Staat der regelt das schon alles und dafür zahle ich ja schließlich auch meine Steuern, dann schläft das mit meiner Nachbarschaftsmentalität schnell ein, weil „Ich bin ja nicht blöd“

Und dass Tolle ist, dass wir im Grunde genommen aufgrund der zunehmenden alterspflegebedürftigen und dementen Menschen erstmals diese Spezialgruppe, die ja so wächst, dass wir sagen können, wir wachsen in eine Gesellschaft hinein, mit dem mit Abstand größten Hilfebedarf der Menschheitsgeschichte. Das ist ja das Neue: diese Situation, in der wir uns befinden und von der kein Mensch weiß, wie in Gottes Willen man das schultern soll. Da sind wir alle Waisenknaben dagegen, die Profis wie die Betroffenen selber, die Angehörigen, alle zusammen, können alle einen Offenbarungseid leisten, denn wir wissen es nicht, wie man das richtig regelt. Aber eines wissen wir schon, allein mit den Professionellen kommen wir nicht zurecht, werden wir es nicht schultern, weder quantitativ wird das hinreichen, noch qualitativ. Sondern wir müssen sehen, wie wir uns alle wieder so aufstellen, wir müssen alles in Rechnung stellen, wir müssen gesamtgesellschaftlich denken, wenn man so will.

Was heißt das jetzt, wenn ich noch etwas mehr in Detail gehe, für die Umsetzung, für die Bedeutsamkeit, die diese UN-Behindertenrechtskonvention nun mal hat?

Zunächst mal, diese Behindertenrechtskonvention ist in sich selber ein Sozialraumkonzept, obwohl das Wort Sozialraum überhaupt nicht vorkommt (meines Wissens kommt das keinmal vor). Aber es ist in jeder Zeile durchzuspüren, dass das gemeint ist. Es heißt, es gibt keine Zielgruppen mehr, die Profis können jetzt nicht mehr sich spezialisieren und professionalisieren (entweder nur auf geistig Behinderte oder nur auf psychisch Kranke nur auf Dezent), das ist Schnee von Gestern, das kann man mit Menschen mit Behinderung nicht machen. Warum nicht? Weil Menschen mit Behinderung und Menschen ohne Behinderung in den Grundbedürfnissen gleich sind. Radikal gleich sind. So radikal gleich, wie man sich das gar nicht gleicher vorstellen kann. Und da fällt die Bedeutsamkeit von Behinderung gewissermaßen hintenrunter. Die ist nicht weg, aber sie spielt eine geringe Rolle.

Weil: alle Menschen, die Leser dieser Behindertenrechtskonventionen sind, sowohl die unschuldigen Bürger wie auch wir schuldigen Professionellen müssen das Ding so lesen, dass wir sagen, in Zukunft ab heute oder spätestens ab morgen, interessiert uns gar nicht mehr, dass es da in einem Sozialraum so und so viele Menschen mit geistiger Behinderung, so und so viele Demente und was es alles gibt. Und dann bilden wir Professionellen unsere Spezialität weiter aus und machen uns unersetzlich als Professionelle und stürzen uns ganz isoliert nur auf diese eine kleine Gruppe. Das ist schlicht und einfach verboten. Weil menschenrechtswidrig. Weil niemand, der Angehörige einer solchen Minderheitsgruppe ist, möchte in einer Monokultur so gesehen werden und erfasst werden, sondern er möchte genauso leben, wie alle anderen Menschen. Weil nur das garantiert Lebendigkeit und Austausch und Bereicherungsmöglichkeit.

D. h., ab morgen oder vielleicht auch schon ab heute Nachmittag sind alle Menschen guten Willens (egal ob professionell oder nicht professionell) aufgefordert, nur noch im Sinne von Sozialräumlichkeit zu denken. Also zu gucken, in welchem Sozialraum, in welchem Stadtviertel in welcher Dorfgemeinschaft lebe ich und was bin ich bereit, dafür zu tun, dass das Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung in diesem meinem konkreten Sozialraum - nicht in der ganzen Welt, das ist zu groß - aber in meinem konkreten Sozialraum in meinem Stadtviertel in Husum-Neustadt funktioniert. Wir sind nur interessiert daran und aufmerksam dafür, das Miteinander

der Menschen eines bestimmten Sozialraumes kooperativer zu machen und zu fördern.

Und dann ist es ein reiner Zufall, dass eine verschiedene Minderheiten dabei dann Menschen mit Behinderung sind. Eine Bedeutung hat das nur in sofern, als dass zunächst mal die Tatsache besteht, dass in jeder Bevölkerung auf der ganzen Welt leben immer eine Reihe von Menschen mit Behinderung in einer größeren Gruppe von Menschen ohne Behinderung, also ohne grobe, auffällige Behinderung, leben. Und das bedeutet im Grunde genommen, dass beide, also diejenigen die behindert sind und diejenigen, die nicht behindert sind im konventionellen Sinne des Wortes, nur im Zusammenhang wahrzunehmen sind, weil nur im Zusammenhang können sie sich gegenseitig zu ihren jeweiligen Rechten verhelfen. D. h. wenn ich zufällig zu dieser Gruppe gehöre, die nach außen hin nicht sichtbar, angeblich keine Behinderung hat, dann bin ich gewissermaßen damit automatisch aufgefordert, zum Nachteilsausgleich der anderen, der Menschen mit Behinderung irgendwie beizutragen. Um Gotteswillen nicht zu viel, nachher bin ich noch ein guter Mensch, das darf nicht sein – kein Mensch soll gut sein müssen, das ist totalitär, das geht nicht. Aber ich merke, dass es mir selber gut tut, dass ich zum Nachteilsausgleich für andere Menschen mit Behinderung beitrage. In ganz verschiedenen Formen kann man das machen.

Es ist eine völlig neuartige Sicht der Dinge, wenn ich die Sache so sehe. Es geht nicht darum, bestimmte Menschen mit Behinderungen zu diagnostizieren und dann zu therapieren und zu pädagogisieren und was alles noch! Allein schon dieser Akt der Isolation ist menschenrechtlich verboten. Ist nicht erlaubt, dürfen wir nicht! Wird strafrechtlich verfolgt. Da müssten sie noch die Tarife für Husum hier festlegen, wie das bestraft wird. Sondern es geht darum, in diesen Sozialraum, in dem zufällig ich wohne (und jeder wohnt in irgendeinem Sozialraum), daran mitzuwirken, dass die Bedingungen dafür günstiger gestaltet werden, dass alle Menschen, das was sie dazu beitragen können, auch wirklich beitragen zum Zwecke der Bereicherung. Und wenn man von daher anfängt zu denken, dann ergibt sich von selber daraus automatisch ohne dass man groß nachdenkt, dass dazu alle Menschen gehören, die dort in diesem Sozialraum wohnen oder wohnen wollen, leben oder leben wollen.

Menschen in den Grundbedürfnissen sind radikal gleich. Wegen der genauso radikalen Verschiedenheit aller Menschen (was mit diesem Begriff Diversiti-Ansatz ja gemeint ist), bilden wir eine Vielfaltsgemeinschaft und in dem Sinne kann natürlich automatisch fast von selber jeder auch seinen Beitrag leisten. Es wird leichter, zu denken, dass jeder seinen Beitrag leisten kann und soll und auch muss. Die Voraussetzungen müssen stimmen, so dass man plötzlich erschreckt darüber, dass man plötzlich denkt, Donnerwetter, wenn ich das Ding so denke, was ergibt sich denn daraus. Dann ergibt sich daraus, dass alle Menschen in diesem Sozialraum, in dem ich lebe, die dort auch leben oder leben wollen, gleichermaßen notwendig sind. Alle sind gleich notwendig. Und ihr Sozialraum ist behindert, beeinträchtigt, hat ein Handicap, wenn nicht alle Menschen, die dort hingehören, auch dort leben. Und dann muss man alles tun, um das zu verändern.

Eine Wahnsinnsaufgabe! Und da brauchen wir bitte schön länger Zeit als bis 2020. Da brauchen wir bis 2050, vielleicht bis 2100. Länger bitte nicht, aber diesen Atem müssen wir uns einfach lassen, sonst gehen wir zu kurzatmig an die Sache ran. Verstehen sie nicht vom Kern her, sondern von unserem eigenen konventionellen

Selbstverständnis und dafür sind alle anfällig. Ich am Anfang, ganz klar. Natürlich, alles Fremde, alles Neue versucht man sich so anzueignen: oh, das dasselbe, was ich immer schon gedacht habe. Die Bundesregierung, die Landesregierung, die werden alle Tricks versuchen, um uns das klar zu machen, das haben wir doch immer schon gemacht, und wenn man das mal so und so sieht, das steht doch alles in den Gesetzen schon drin. Im Teilhabegesetz, mit Ausnahme, dass muss ich zur Ehrenrettung sagen.

Erst nachdem ich die UN-Behindertenrechtskonvention mir das 20te mal durchgelesen habe und immer noch nicht verstanden habe, ist mir klar geworden, dass wir immerhin doch mit Hilfe dieses SGB IX, dieses Teilhabegesetzes, ein ganz schönes Stück in die Richtung der UN-Behindertenrechtskonvention vorgedacht haben. Mehr als wir in den Jahrzehnten vorher getan haben. Und es ist denn auch was ganz Schönes, dass man sich so ein kleines bisschen auf die Schulter klopfen kann, ein kleines bisschen in die Richtung haben wir auch schon gedacht. Weil, nur wer sich selber gut findet kann besser werden. Das ist eine Regel die sich in meinem Leben immer wieder bewahrheitet hat. Wer sich schlecht findet, der kann nicht besser werden. Der Ist schlecht. Deswegen sollten wir uns nicht immer nur schlecht reden, dann lähmen wir uns nämlich. Aber wenn wir uns sagen, ach ein bisschen gut sind wir an der und der Stelle auch, dann soll uns das Anlass geben, noch besser zu werden. Es geht viel besser. Das also nur was das Mutmachen angeht und vielleicht ganz zum Schluss:

Ich würde der Arche gerne noch ein bisschen was ins Stammbuch schreiben. Ich würde nämlich ihnen gerne sagen, bitte schön gehen sie erstens nicht davon aus, dass sie, wenn sie anfangen mehr Menschen mit Behinderungen mit ambulanter Betreuung in eigenen Wohnungen leben zu lassen, gehen sie bitte nicht davon aus, dass sie dann irgendwo eine Grenze ziehen können: die ja und andere dafür nicht, und die müssen dann im Heim bleiben! Erstens ist es ungerecht den Heimbetreibern gegenüber oder den Heimmitarbeiter gegenüber, weil die müssen dann ausbaden, dass sie eine schwierigere Auswahl von Menschen dann zu betreuen haben und dann können wir sie immer mit Lust und Laune die Heimbetreiber beschimpfen. Macht sich sehr gut ist aber extrem ungerecht. Meine Erfahrung ist, wir haben in Gütersloh absolut nicht so angefangen aber hat sich von selber so ergeben, dass wir gesagt haben, Donnerwetter, das kann man doch nicht machen. Also die ersten 100 von diesen 400 Menschen waren jetzt in eigenen Wohnungen, wir haben natürlich mit denen angefangen, die wir für besonders selbständig und selbstbestimmt hielten, weil das Geschäft schon eh so schwer war. Da haben wir gesagt, um Gotteswillen was machen wir denn hier für eine Selektion! Die Selbständigen belohnen wir, in dem wir sie in eigenen Wohnungen leben lassen und schaffen damit automatisch, ohne dass wir es eigentlich beabsichtigen, eine Konzentration von schwierigen Leuten, die auf der Reststrecke übrigbleiben. Und denen sagen wir dann, sollen die Heimbetreiber die mal übernehmen, dann können wir die auch mit Grund beschimpfen.

Das geht so nicht! Wir haben damals nicht die Dänen, von denen wussten wir noch nicht, dass sie schon weiter waren als wir, aber die Schweden hatten wir schon mal gehört, dass nicht nur die Italiener sondern die Schweden viel weiter waren, was die Integration oder Inklusion angeht und haben uns dann mit einigen Schweden angefreundet. Und die haben uns die Augen geöffnet und gesagt: ja –kennen wir,

denn Schweden ist ja nicht 100 Prozent ohne Behindertenheime, aber weitgehend ohne Behindertenheime kommen sie aus, das ganze Land. Wir haben dieselben moralischen Bauchschmerzen wie ihr auch gehabt. Wir haben gesehen, wenn wir diejenigen privilegierten Behinderten dann in eigenen Wohnungen ambulant betreut leben lassen, das macht einen Rückstau effekt und verschlechtert die Bedingungen für die restliche Gruppe, was umso brutaler wird, je kleiner die Restgruppe wird - bis zu Unerträglichkeit. Das kann man gar nicht so machen. Man darf nicht so anfangen überhaupt an die Aufgabe heranzugehen, sondern man muss es als eine Gesamtaufgabe sehen und sagen: alle oder keiner!

Das ist erstmal total kontrafaktisch, das ist fiktiv und trotzdem ist es von großer Bedeutung, weil alle Menschen, wenn man jetzt die UN-Menschenrechtskonventionen gelesen hätte, alle haben das gleiche Recht zu wohnen und zu leben, wie sie wollen und mit wem sie wollen und wo sie wollen. Und das Wunsch- und Wahlrecht darf hier auch an Kostenfragen nicht scheitern. Jetzt gehe ich doch mal auf die von ihnen mit Recht bestrittene Bedeutung der Kosten ein: die darf natürlich keine Rolle spielen. Am Beispiel von Gütersloh kann ich aber zeigen, in dem Augenblick haben wir das als eine Gesamtaufgabe betrachtet. Also alle 435 auf Lebenslänglichkeit in Heimen untergebrachten Menschen müssen denselben Anspruch haben können und wollten natürlich auch in eigenen Wohnungen leben. Das war kein großes Kunststück, dass alle so leben wollten (nicht in großen Institutionen, sondern in der eigenen Wohnung), und bezogen jetzt auf die Realisierung haben wir dann lange mit dem Kostenträger, mit dem Landschaftsverband Westfalen, fingergehakelt, bis wir erreicht hatten und dass ist schon eine Ruhmestadt. Sie wollten uns natürlich festbinden und sagen, für die, wo es billiger ist, nehmen wir das gerne in Anspruch, da haben wir dann weniger Kosten. Aber da wo der Hilfebedarf entsprechend größer ist, wo es dann teurer wird, das ambulante teurer als die stationäre Unterbringung, da lassen wir die Finger von.

Und dann haben wir denen vorgerechnet, dass es eine Milchmädchenrechnung sei. Als wenn es die Konventionen schon gegeben hätte, man darf man nicht auf den einzelnen Behinderten gucken, sondern muss den gesamten Sozialraum sehen. Dieses Mengenverhältnis zwischen Menschen mit und ohne Behinderung und immer sind die einen für die anderen auch im Sinne von Nachteilsausgleich mit dran, in der Haftung mit drin. Sie haften mit. Der gesamte Sozialraum haftet für dieses Miteinander von Menschen. Und danach ist klar geworden und der Westfälische Landesverband hat immerhin auch mitgemacht. Haben gesagt, okay, in einer bestimmten Größenordnung spielen wir mit. Wir sind dann gelandet bei etwas 15 Prozent. 15 Prozent durften die Kosten für die ambulante gleichberechtigte Lebensweise höher sein als im Stationären Bereich und oh, Wunder, es ergab sich daraus, dass für 55 Prozent das Leben mit ambulanter Betreuung deutlich weniger gekostet hat als im stationären Bereich, weil es eine von uns überhaupt nicht erkannte totale Überversorgung in institutionellen Bereich gab. Die war qualitativ nicht gut aber es war trotzdem mengenmäßig eine Überversorgung, die auch in mehrfacher Hinsicht menschenunwürdig und auch gegen den Menschen gerichtet war.

Vielen Dank